

Prof. Dr. Fulbert Steffensky

Predigt am 23. September in der Christuskirche Stuttgart – 50 Jahre Radius-Verlag

Gott wird alle Werke vor Gericht bringen

Prediger 12, 9-14

Liebe Gemeinde, so steht es geschrieben im Nachwort zum Buch Kohelt, des Predigers: „Lass Dich warnen, mein Sohn: des Vielen Büchermachens ist kein Ende.“ 50 Jahre Radius! Wird der Verlag sich warnen lassen von dem Satz des Predigers? Vermutlich nicht. Er soll es ja auch nicht, denn er hat in 50 Jahren gute Bücher gemacht. Ich gebe zu, ich habe den Text aus dem Predigerbuch zunächst dieses vergnüglichen Satzes wegen gewählt. Aber die Bibel holt einen ein und stiehlt uns die besten Pointen. Die Bibel zwingt einen vor ihr Gericht. Der letzte Satz des heutigen Textes: „Gott wird alle Werke vor Gericht bringen; alles, was verborgen ist, es sei gut oder böse.“ Nun ist die Bibel nicht Gott. Sie ist nicht einmal so eindeutig das Wort Gottes, wie wir es manchmal behaupten. Aber eingewickelt sind in sie schon der Trost, die Wahrheit und das Gericht Gottes.

Der letzte Teil jenes Koheletbuches sagt etwas über jenen geheimnisvollen Weisen, der Prediger ist er genannt, der das Volk „gute Lehren“ lehrte. Es ist etwas gesagt über die „angenehmen Worte“, die er für das Volk gefunden hat. Ich höre das Urteil über jenen alten Weisen, und ich höre es als ein Urteil über uns Prediger und Predigerinnen, die wir in der Kirche das Maul aufmachen und es manchmal nicht mehr zukriegen. Ich höre es als ein Urteil über alles, was diese Prediger schreiben in ihren Büchern; ein Urteil auch über die Verlage, die diese Bücher drucken und verbreiten. Was ist das Urteil dieser Bibel, die nicht das Wort Gottes ist, aber in die es eingewickelt ist? Was sagt sie vom weisen Alten und was erwartet sie damit von denen, die in der Kirche reden, schreiben; **verkündigen**, wie wir es mit einem großen Wort sagen? Was erwartet sie von diesen kleinen Leuten in den großen, für sie immer zu großen Schuhen, die es wagen, anderen Lehrer oder Lehrerin zu sein? Wie sollen die „angenehmen Worte“ aussehen, die sie zu sagen haben? Wenn ich darüber nachdenke, wird dies weniger eine Festpredigt auf den Radius Verlag; eher eine Bußpredigt für uns auf der Kanzel und für die schreibende Zunft unter den Kirchenleuten. Ich lese im Nachwort zum Buch des Predigers: „Die Worte der Weisen sind wie Stacheln und wie eingeschlagene Nägel.“ Die in unseren Kirchen öffentlich Redenden sind wie alle anderen Leute gerne beliebt. Die Kirche selber ist so gerne beliebt. Das ist der erste Stolperstein für die Wahrheit. Eine Erinnerung aus einem Pastoralkolleg: Eine Schauspielerin hat die Diskussionen im Kurs eines Pastoralkollegs verfolgt und daraus ein Sketch gemacht: Die Pfarrerin predigt über die Schönheit und den Wert der Mutterschaft. Sie wird unterbrochen von ungehaltenen Rufen von Frauen, die keine Kinder haben. Die Pfarrerin segelt nun vom Wert der Mutterschaft zum Wert der Frauen, die kinderlos sind und ihre Zeit der Gemeinde zur Verfügung stellen. Es melden sich einige Lesben, die weder Kinder haben noch in der Gemeinde arbeiten. Wiederum wechselt die Pfarrerin ihr Thema und lobt deren Existenz. Die Pfarrerin verliert sich und ihre Nachricht in dem puren Interesse, ihrer Gemeinde zu verfallen und zu sagen, was sie hören will. Wir wollen geliebt werden. Das ist bei allen Berufen so, in denen man nicht nur eine objektive Leistung erbringen soll, sondern in denen Nähe zu Menschen erwartet wird. Der Wunsch anerkannt und geliebt zu werde, ist ja nicht falsch. Falsch ist nur, wenn er über alles andere triumphiert und wenn man ihm alles opfert, z.B. die Wahrheit. Das Nähediktat macht die Predigenden leicht zu Honigzungen, die die prophetische

Wahrheit des Evangeliums verschweigen. Die Gefahr der Kirche: Sie verliert ihre vorrangigen Optionen und sie hat für jeden etwas: Für die Armen und die Reichen, für die Friedensstifter und für die Kriegslüsterer, für die Innerlichkeitsfanatiker und für die Aktivisten. Ihre Worte sind nicht mehr wie die jenes alten Weisen „wie Stachel und wie eingeschlagene Nägel“.

Es gibt übrigens nicht nur die Gefahr der Honigzungen, es gibt auch die Gefahr der Propheten, deren Rede manchmal nicht mehr als ein Stachelhalsband ist. Vom Prediger des alten Buches wird gesagt, dass seine Worte „von einem Hirten“ gegeben sind. Kann der Prophet, der mit den stacheligen Worten, auch Hirte sein? Es gibt in unseren Kirchen auch die Propheten, die sich in ihrem Nein erschöpfen. Gewiss ist dies die geringere Gefahr, aber es ist eine Gefahr. Helder Camara, der grosse Armenbischof hat in einem Gebet einen wundervollen Satz gesagt: „Herr, lehre mich ein Nein sagen, das nach Ja schmeckt.“ Beim politischen Nachgebet in Köln hat uns ein kritischer Freund einmal gefragt: „Könnt ihr eure Sache so sagen, dass sie Aufruhr **und** Trost sind?“ Kann die Kirche in stacheliger Schärfe Prophetin sein und zugleich Hirtin. Kann sie Gericht und Barmherzigkeit verbinden?

Sie sehen: auch die Propheten haben ihre Macken und man muss ihnen einige gute Ratschläge geben: Prophetin, sei genau in der Beschreibung des Unglücks. Ergötze dich nicht am Panorama des Untergangs, wie es manchmal deine Art ist.

Prophet, sei kein Streithansel und glaube nicht, dass Du jederzeit im Recht bist, nur weil Du die richtige Sache vertrittst!

Prophetin, halte Dich selber für irrtumsfähig und Deine Geschwister für wahrheitsfähig!

Prophet, sage Deine Wahrheit so, dass sie Kritik und Trost in einem ist!

Prophetin, sage Deine Wahrheit so, dass sie eine Verlockung zur Lebensschönheit ist. In Deinem prophetischen Nein muss das Ja Gottes auftauchen. „Herr, lehre mich ein Nein sagen, das nach Ja schmeckt!“

Prophet, denke daran, dass Deine Wahrheit nicht zu Deinem eigenen Schmuck gedacht ist! Es ist die Wahrheit für die Kirche.

Nun sieht es beinahe aus, als seien die Propheten mit den brennenden Augen die Hauptgefahr in unseren Kirchen; als wären sie mir verdächtiger als die pastoralen Honigzungen. Vielleicht liegt es daran, dass sie mir näher sind als die Meliten, die Honigzungen. Eine persönliche Bemerkung: Zwei Autoren aus dem Radius Verlag höre ich besonders gern als Propheten und als Hirten: Klaus Peter Hertsch und Kurt Marti. Sie haben Humor. Die Propheten mit Humor sind die erträglichsten Propheten.

Ich lese eine andere Mahnung aus dem Ende des Predigerbuches: „Fürchte Gott und halte seine Gebote. ... Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen.“ Ich glaube, es ist für uns als Predigende und auch für theologischen Schreiber und Schreiberinnen am schwersten, den Namen Gottes zu nennen, ohne ihn zu verraten. Was meine ich damit?

Es ist schwierig, auf der Kanzel zu stehen und den Glauben zu predigen. Die Predigenden sind kleine Leute, die in zu großen Schuhen gehen. Sie haben ihren kleinen Glauben und gelegentlich auch ihre großen Zweifel und sollen von der Ganzheit des Lebens erzählen. Sie sollen sagen, dass die Glaubenden von Gott geboren sind, wie es im Johannesevangelium heißt – welche ungeheure Aussage! Sie sollen sagen, dass der Glaube der Sieg über die Welt ist – welches großes Wort im kleinen Mund! Ich habe immer Mitleid mit den Predigenden, die Lieder singen, für die ihre eigene Stimme zu schwach ist. Kein

Mitleid habe ich da, wo die Predigenden nicht mehr erschrecken vor dem, was sie sagen, oder wo sie die Demut verlieren vor der nicht zu lösenden und nicht aufzugebenden Aufgabe, den Armen das Evangelium zu verkünden. Die Gefahr dieses Berufes ist, dass man gar nicht mehr merkt, dass man nicht glaubt oder dass der eigene Glaube karg ist. Das dauernde Reden der hehren Worte hat diese geläufig gemacht. Es könnte eine Redewelt entstehen, in der die Worte ihre Gültigkeit haben, weil sie dauernd gesprochen werden, weniger darin, dass sie geglaubt werden. Es besteht die Gefahr, dass man eher an die Worte glaubt als an Gott, die Gefahr der „verbrauchten Geheimnisse“ (Metz). Auch das ist ja eine Form des Unglaubens. Die Wirklichkeit hat es gelegentlich schwer, erkennbar zu werden unter dem Horizont der immer schon beredeten Welt, der vorgefertigten Sprache und der „verbrauchten Geheimnisse“. Vielleicht sollte man erst predigen, wenn man sich seines Unglaubens so sicher ist wie seines Glaubens. Ich gestehe: Je älter ich werde und je mehr ich rede, umso mehr erschrecke ich vor dem was ich sagen muss. „Der Tod wird nicht mehr sein.“, sage ich mit der Apokalypse. Ich sage „Christus ist erstanden von den Toten“ oder „Selig sind die Armen“. Mein Gott, was sage ich? In einem rein innertheologischen Lispeln, in „reiner Theologie“ kann man das aneinanderfügen. Aber die „reine Theologie“ ist „verweigerte Weltwahrnehmung“ (J.B. Metz). Eine gute theologische Sprache ist eine schwere Sprache, die uns nicht leicht von den Lippen geht. Ich meine übrigens damit nicht den Genuss der eigenen Skepsis, den es unter Theologen und Theologinnen ja auch ausreichend gibt. Ich meine damit, dass man fähig ist, die Bürde und das Glück des Namens Gottes zu spüren.

Wir haben die schwere Aufgabe, mit unserer schwachen Stimme das Geheimnis Gottes zu sagen. Die Gefahr ist, dass wir aus eigener Glaubenschwäche bei den Sagbarkeiten bleiben; bei den kleinen Wahrheiten, die jedermann eingängig sind. Was mich in den letzten Jahren zunehmend stört, ist der geringe Mut zur großen und ins Unsägliche ausgreifenden Sprache; die Bescheidenheit, in der wir uns darauf beschränken, das aus der Bibel herauszulesen, was man mit menschlicher Stimme sagen kann, ein bisschen Moral und ein bisschen Menschlichkeit. Moral und Menschlichkeit sind viel, aber die Bibel ist das Buch der Unsagbarkeiten, es ist das Buch, das Gott und Christus nennt. Man kann sich auch der Verhaustierung des Evangeliums schuldig machen. Es ist wahr, die Sprache in der Kirche hat lange darunter gelitten, dass die grossen Worte Kreuz, Erlösung, Gnade, Reich Gottes nicht übersetzt und aufgeschlüsselt waren. Mein Wunsch an diese Kirche, die sich dem Pfingstgeist verpflichtet, ist, dass ihr Glaube nicht weltlos bleibt. Ein weltloser Glaube erschöpft sich in den eigenen Sprachspielen. Er erstarrt zum Rezitativ, zur Wiederholung der alten Formeln, ohne dass man versteht, was sie mit dem Glück und den Wunden der Menschen zu tun haben. Je mehr Angst wir als Kirche haben, umso mehr wollen wir den Glauben bewahren, indem wir ihn rezitieren. „Als man aufhörte zu übersetzen, hörte man auf zu bewahren.“, sagt der französische Soziologe Bruno Latour. Ich bin ein Freund jener alten Sprache der Tradition, ich bin ein Freund des Glaubensbekenntnisses. Aber wenn ich es liebe, muss ich mir die Mühe machen zu übersetzen, was Schöpfung heißt; was Christus, was Kreuz, Auferstehung und Gericht bedeuten. Übersetzen aber heisst nicht verschweigen. Wir dürfen die Unglaublichkeit des Evangeliums nicht verschweigen.

„Gott wird alle Werke vor Gericht bringen.“, ist der letzte Satz des Predigerbuches. Er wird auch die Sprache und die Botschaft von uns Theologen und Theologinnen vor Gericht bringen. Wir werden erkennen, was wir gesagt haben, was wir falsch gesagt und was wir

verschwiegen haben. Er wird uns in geduldigem Humor auch sagen, wo wir zu viel geredet haben. „Wer viel spricht, fängt an, töricht zu reden.“, heißt es beim Kohelet. Ein bisschen Furcht und Zittern steht uns als Theologen gut zu Gesicht und macht uns erträglicher. Wir haben lange genug gelernt, dass man vor Gott nicht zittern muss. Vielleicht ist es Zeit, neu zu überlegen, was das alten und geheimnisvollen Wörter Gottesfurcht und gottesfürchtig bedeuten. Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit, sagt der 111. Psalm. Wir haben gelernt, leichter mit dem Namen Gottes umzugehen. Leichtfertig dürfen wir nicht damit umgehen, wenn die Sprache der Kirche nicht banal werden und ihren Ernst verlieren soll. Wir schulden uns und der Gesellschaft auch die Fremdheit dieses Namens. Theologische Fahnenflucht ist uns nicht erlaubt. Eine Erinnerung an meine lange verstorbene Mutter macht mir das Predigen leichter. Sie, eine einfache Frau, sagte mir, als ich eine Predigt kritisierte: „Ich nehme aus jeder Predigt etwas mit.“ Vielleicht hat sie etwas mitgenommen in die Predigten: sich selbst mit ihrer Sorge, ihrer Trauer und ihrem Glück. Sie hat etwas dazugetan zur Predigt und hat es verwandelt wieder mitgenommen. Man hört eine Predigt vermutlich nur richtig, wenn man sie fälscht und etwas von sich selbst dazutut. Ein Trost: Die Hörenden sind wundervolle Koautoren unserer Predigten. Sie entstellen sie – manchmal bis zur Unkenntlichkeit, und sie legen mehr Weisheit und Frömmigkeit in sie hinein, als die Predigenden haben. Der Fall, dass sie auch mehr Bosheit in sie legen können, bleibt hier unberücksichtigt.

Ich werfe noch einmal einen Blick auf die verlagskritische Bemerkung aus dem Predigerbuch. „Lass dich warnen, mein Sohn: Des vielen Büchermachens ist kein Ende.“ Kirchlichen oder kirchennahen Verlagen geht es wie der Kirche selber. Am Anfang der Kirche eine grosse Optionen, die Leidenschaft für das Evangelium und die Bereitschaft vieles oder alles dafür einzusetzen. Dann kam die Verwaltung der Leidenschaft, ein Glück und ein Unglück zugleich. Ein Glück: Der Geist, wo er langfristig bleiben will, braucht Struktur und Institution. Und das Unglück: Der Geist kann sich in der Verwaltung verflüchtigen. Das andere Zeichen einer vergreisenden Kirche: Das Interesse am Selbsterhalt; das Selbstvermarktungsinteresse; Interessen, die alle anderen Optionen ersticken können. Wenn ich die Bücher des Radius Verlags in einer langen Geschichte bedenke, glaube ich nicht, dass er sich selbst der Marktförmigkeit geopfert hat. Gewiss, er ist wie alle Institutionen von dieser Welt. Er muss wirtschaften, er hat es mit der Eitelkeit seiner Autoren und Autorinnen zu tun, er muss sich auf dem Markt behaupten. Ich wünsche ihm, dass er seinen Anfang nicht vergisst. Er wurde gegründet mit einer Hoffnung nach düsteren Zeiten. Dieses Jubiläum ist überflüssig, wenn es eine reine Selbstfeier ist. Es ist auch eine Erinnerung an jene Männer und Frauen des Anfangs, die ein anderes Land wollten als das, aus dem sie kamen und die die ersten Träume wieder wagten, nachdem alle Träume zerschlagen waren. Ich nenne einige Namen, die eine Ehre des Radius Verlags sind: Heinrich Albertz, Ingeborg Drewitz, Helmut Gollwitzer, Barbara Just-Dahlmann, Kurt Scharf, Vilma Sturm. Ich wünsche, dass die prophetisch-kritische Stimme seiner Tradition nicht verstummt. Honigzungenverlage und Honigzungenkirchen haben wir genug.

Einem Satz des alten weisen Kohelet wollen wir heute am Festtag des Radius Verlags nicht glauben, nämlich diesem: „Besser, in ein Haus zu gehen, wo man trauert, als in ein Haus zu gehen, wo man feiert.“